Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 9

Artikel: Vaterland und Freiheit
Autor: Rochelle, Drieu La
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759832

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vaterland und Freiheit[1])

von Drieu La Rochelle

Autorisierte Übertragung von Magda Kahn

Franzosen, wollt ihr nicht endlich einmal dem geheimnisvollen Treiben nachsinnen, das in eurem Lande allerorten vor sich geht: an den Grenzen, auf Bahnhöfen, in den Häfen, – wo man vorüberhastet, und wo man verweilt, überall, wo produziert, und überall, wo konsumiert wird? Dieses Treiben breitet sich am hellen Tage vor aller Augen aus. Dennoch wird es ein unbestimmtes Mißbehagen, eine dunkle Drohung bleiben, bis ihr es in seiner Ganzheit erfaßt, in seiner Tiefe erspürt.

Macht ihr euch auch wohl ein Bild davon, was aus Frankreich werden wird in dieser Welt, die nicht mehr die alte ist?

Ihr müßt euch selbst aus der Flugzeugperspektive betrachten lernen; das ist für den heutigen Menschen eine ebensolche Lebensnotwendigkeit, wie es in legendarischen Zeitaltern für manche Tierarten eine biologische Notwendigkeit war, durch Erwerbung neuer Fähigkeiten erschwerten Lebensverhältnissen, einer Sintflut, jähem Klimawechsel zu trotzen.

Betrachtet doch nur die lange italienische Kette, die die alten Heerstraßen fremdartig neu überzieht: die Küste entlang bis Marseille und darüber hinaus in die Gascogne, quer über Hügel und Täler bis Lyon, bis nach Lothringen oder nach Paris; betrachtet, wie von anderer Seite her durch die beiden Tore der Pyrenäen das spanische Element nach dem Languedoc, den Cevennen, gegen Bordeaux zu einsickert. Vom Norden her kommen mit der schönen Jahreszeit die Flamen herab. Noch seltsamer aber ist es zu beobachten, wie den Schiffen und Bahnzügen Asiaten, Afrikaner, Slaven entsteigen. Beängstigend, wie von einem Zauberstab dahingestellt, wachsen neben euren Bergwerken ganze polnische und tschechoslowakische Dörfer aus der Erde, mit ihren eigenen Pfarrern und Schullehrern. Fragt der französische Reisende auf der Straße ein Kind nach dem Weg, so versteht es ihn nicht, obwohl es in der Gegend geboren ist. Auf Schritt und Tritt erblickt man Gesichter, dergleichen man seit der Völkerwanderung hierzulande nicht mehr gesehen; in der Luft schweben

[1]) Aus dem Buche *Genève ou Moscou*, erschienen im Verlag der *Nouvelle Revue Française*, Paris 1928.

Gerüche, die seit den schlimmsten, entlegensten Tagen in Vergessenheit geraten waren.

Drei Millionen Landfremde habt ihr unter euren siebenunddreißig Millionen Franzosen. Mindestens die Hälfte all dieser Besucher muß zu den Euren werden; ihr habt den Zuschuß nötig, braucht ihre Arme, ihr Blut, vielleicht ihren Kopf.

Nachdenken ist konkreter als Erfahrung und verleiht dem Bestand, was in seiner Ungleichartigkeit gebrechlich ist, fixiert flüchtige Eindrücke. Darum möchte ich, Franzosen, ihr machtet euch in ständiger Betrachtung zu eigen, was ihr tagtäglich im Zufallsspiel eurer individuellen Empfindungen feststellen könnt: daß überall, wo sich ein Dutzend von euch zusammenfindet, ein oder zwei Fremde dabei sind und einen Teil d er Mühe wie des Lohns für sich in Anspruch nehmen.

Alle möglichen Phänomene bieten sich euren Blicken dar: noch andere Karawanen, andere Armeen, die, wenngleich nur auf dem Durchzug begriffen, eine gewisse Störung, Verwüstung auf dem euch vertrauten Schauplatz verursachen. Ich spreche vom Fremdenverkehr, dem sommerlichen Weidezug der modernen Menschenherden. Auch denke ich an die einzelnen und die Familien, die sich, da und dort verstreut, in unauffälliger Weise eine Zeitlang bei euch niederlassen, um die Milde des Klimas und alles, was die Vorfahren euch an Werten vererbt, aufs gründlichste zu genießen, – gründlicher als ihr selbst. Aus diesen einzelnen werden dann schließlich Tausende, und diese Tausende wiegen schwerer als die vorhin geschilderten Millionen, denn sie verfügen über zwei Mächte: Geld und Geist.

Zuerst hat man es mit einer geschlossenen Einwanderung, einem harten Aufeinanderprallen von Rassen und Volkheiten zu tun; dergleichen ist unverhohlen, greifbar, es läßt sich durch Gesetze und geschicktes Eingreifen handhaben und lenken. Richtet man den Blick aber genauer auf diesen großen Tumult, so gewahrt man, wie alles sich verzweigt, sich zuspitzt, in immer individuelleren Bewegungen aufgeht, undurchsichtig wird und schwer zu entwirren, wie jedes im Werden begriffene Stück Schöpfung. Von all den Franzosen, die von Geographie und Reisen nichts wissen wollten, ist heute selbst in den abgelegensten Provinzstädten kein einziger mehr, der nicht durch Auge und Ohr, durch Tastsinn, Kampf und Liebe den Fremden kennte, – den Fremden, den er nicht gesucht hat und der ihn zu finden wußte. Da gibt es tausend Händel mit unsern Frauen, unzählige Unterhaltungen in gebrochenem Französisch, verlegenes Verstummen hier, Mißverständnisse

dort, Abneigungen, Sympathien, – kurz, der Franzose ist im eigenen Lande nicht mehr recht bei sich zuhause.

Aus alledem ersteht eine Welt, die uns überrascht und beunruhigt, obgleich sich ihre fremdartigen Wesenszüge längst angekündigt und immer stärker durchgesetzt hatten. Eine bewegliche und vielfältige Welt, eine Welt, lebendig, pittoresk, tragisch genug bei alledem, daß ein rechter Kerl noch immer gern darin lebt. Wie es auch sei, *unsere* Welt ist es nun einmal, die uns all das zu schaffen gibt, und da wir uns mit ihr auseinanderzusetzen haben, tun wir gut, wenn wir trachten, sie zu begreifen und so annehmbar wie möglich zu gestalten.

Doch vorerst halt; denn das schlimmste Mißverständnis hat jetzt unter uns Raum gewonnen, alles, was soeben angeführt wurde, ein gefälschtes Bild erzeugt. Wenn ich von den Schwierigkeiten sprach, die sich den heutigen Menschen entgegenstellen, erweckte ich gewiß den Anschein, ein nationales Problem zu beschreiben, dessen Gegebenheiten um so erdrückender seien, als sie nur unser eigenes Land beträfen, ein einzelnes, besonders mißliches Los kennzeichneten, das Los Frankreichs. Das aber ist keineswegs der Fall. Ich habe nur einen Landstrich unter hunderten als Angelpunkt herausgegriffen, um das allgemeine Geschehen daran gegenständlich zu machen. Was Frankreich bedroht, bedroht auch die übrigen Völker in ihrer Heimat und ihren eigensten Gewohnheiten. An allem, woran ihr leidet, leiden die andern auch.

Das muß ich euch begreiflich machen, denn nichts vermag die Franzosen so aufzubringen wie gerade diese falsche Vorstellung, die ihnen mit soviel andern aus ihrer beharrlichen Unkenntnis unseres Planeten erwächst. Sie bleiben gleichgültig gegenüber dem Freund wie dem Widersacher, der ihnen doch ähnelt, gegenüber dem Nachbar wie dem Antipoden, der sich ihnen doch annähert. Und ihre Strafe besteht darin, daß sie noch immer die engherzige, durch ihre Anmaßung lächerliche, in ihrem Trübsinn widerwärtige Idee nähren können, ihnen allein sei zu dulden beschieden, was niemand sonst auferlegt worden. Aus ihrer Unwissenheit entsteht ihr Nationalismus, aus ihrem Nationalismus ihr Pessimismus.

Wenn hier eure eigene Beängstigung mit der der andern zusammengerückt wird, geschieht es nicht, um euch zu beruhigen, euch einen Stützpunkt zu bieten für eine Haltung, noch träger als eure jetzige, sondern um euch durch umso tiefere Erschütterung zu stählen.

Wir haben gesehen, daß Frankreich ein Land der Einwanderung,

fast möchte man sagen der Invasion ist. Dennoch konnte ich einmal einem alten Amerikaner von schottischer Abkunft, der mir mit überseeischer Zungenfertigkeit die fraglose Sicherheit des mächtigsten Reiches der Erde rühmte, entgegenhalten, die alten Amerikaner seien in einer ebenso schwierigen Lage wie die Franzosen.

Während er aus höflichem Entgegenkommen sein jovial ungläubiges, erdrückend nachsichtiges Lächeln verschwinden ließ, fuhr ich fort: « Ihr alteingesessenen Amerikaner, die ihr wenigstens seit dem 18. Jahrhundert drüben seid und euren Erdteil nach den Anschauungen der protestantischen sächsischen Rasse aufgebaut habt, seid heute in eurem Blutbestande genau so bedroht, wie wir Franzosen inmitten des noch immer anschwellenden Europa es sind. In Leib und Geist seid ihr durch das Eindringen zahlreicher Fremder betroffen, die weder Sachsen sind noch Puritaner, sondern Deutsche, Italiener, Slawen, Iren, Neger, und dazu katholisch, griechisch-orthodox oder jüdisch. Und zu alledem ist die Geburtenziffer bei der Stammbevölkerung Neuenglands niedriger als die der französischen Bauern. Jeder Tag nötigt euch, ein weiteres Stück von eurem Ideal preiszugeben, um ein Kompromiß der Lebensauffassung zu ermöglichen, bei dem die Eindringlinge reichlich auf ihre Kosten kommen. Ihr sucht euch die Gelben vom Halse zu halten, ihr unterdrückt die Schwarzen. Allein eure Kultur ist nur mehr ein Mischgebräu aus allen Kulturen der Welt; eure Literatur, die aufgehört hat, englisch zu sein, ist auch nicht mehr amerikanisch in dem Sinn, wie ihr es gestern noch verstandet. Eure Musik ist Negermusik, und die Gesellschaft, die in Kalifornien jetzt aufkommt, bildet die Negation der Bostoner Gesellschaft. »

Seine Miene war während meiner Ausführungen immer düsterer geworden, und er erwiderte, meine Worte seien richtig, in Amerika sei in der Tat etwas im Absterben, er wisse nicht, wo hinaus es mit dieser immer fremdartigeren Welt noch wolle; allein schließlich hätte man der Masse der Einwanderer nun die Pforten gesperrt und unterzöge sie einer scharfen Auslese.

Dies ändert indes nichts an der Tatsache, daß die nordische Elite nur noch mühsam die Führung über ihre nach Millionen zählende Gefolgschaft in der Hand behält, ebenso wie wir hier in kleinerem Maßstabe die Führung über die unsere. Und mit größter Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß keiner der künstlichen Versuche, die sie unternimmt, sich zu wahren, von dauernder und entscheidender Wirkung sein wird, in den Vereinigten Staaten und in Kanada sowenig wie in

Südafrika oder Australien. Sie kann nicht den Anspruch erheben, auf den ungeheuren Territorien, die sie einmal überschwärmt hat, ewig allein zu bleiben. Wie etwa wollen fünf Millionen Australier es zuwege bringen, ihren Kontinent vor dem Druck der trotz der zehntausend Kilometer Entfernung so nahen Japaner zu sichern, die auf ihren Inseln viel enger zusammengepfercht sind als die Deutschen oder Italiener innerhalb ihrer Grenzen? Und was soll man von dem chinesischen Gewimmel sagen, das sich über ganz Ozeanien verbreitet?

So ist denn die Angst, bei sich zuhause nicht mehr Herr bleiben zu können, nicht einzig und allein den Franzosen beschieden.

In Gemeinschaft und Vermischung zu leben, ist das Los aller Menschen, und viele Länder ähneln den bolschewistischen Mietskasernen, wo jede Wohnung von mehreren Parteien geteilt wird. Die Frage der nationalen Minderheiten besteht bei fast sämtlichen Völkern.

Gibt es auch nur eine einzige Nation, die ganz unter sich lebt, wie es der französischen und der englischen in ganz seltenen geschichtlichen Momenten möglich war? Und selbst in solchen Zeiten blieb England nie von unterworfenen Nachbarn unbehelligt, die in seine staatliche Geschlossenheit Einlaß fanden: Irländer, Gallier und Schotten. Der Franzose aber mußte sich während zweier Jahrhunderte von Italienern regieren lassen.

Die Völker wiederum, die durch ihre eigene Überzahl gegen Eindringlinge geschützt scheinen, die Völker, deren Auswanderer fremde Länder überschwemmen [1]), erfahren andere Übelstände des modernen Lebens an sich: Italien ist dauernd von Touristen überzogen, Berlin wimmelt von Juden und Russen. Und werden die deutschen Universitäten nicht ganz ebenso wie die französischen, englischen oder amerikanischen von der buntscheckigen Horde der exotischen Studenten gestürmt? Wenn manche Völker die wirren Schwankungen des Arbeitsmarktes gegenwärtig noch zu vermeiden wissen, – dem alles erfassenden Nomadentum des Geldes und des Geistes vermögen sie nicht zu entgehen.

Jederzeit hat es bei den Menschen eine gewisse Unstetheit gegeben (in vergangenen Zeiten weit stärker als man gemeinhin annimmt), doch war sie oberflächlicher Natur. Heutzutage gewinnt sie Tiefe, befällt den

---

[1]) Ist es übrigens nicht genau so gefahrvoll, genau so abwegig, zur Auswanderung verdammt zu sein, wie ständiger Invasion unterworfen? Davon zeugte noch in naher Vergangenheit die Kopflosigkeit der Deutschen und der Italiener, die ihre Kräfte über alle Lande ergossen. Doch diese beiden Auswanderungsströme versiegen jetzt.

Menschen in seinem inneren Haushalt. Beweglichkeit wird das eigentliche Prinzip des gesamten menschlichen Daseins.

Denn alles, was ich gesagt habe, hängt nur mit den plumpsten, langsamsten Werkzeugen dieser Beweglichkeit zusammen, den Körpern; Zuwanderung, Geschäftsreisen, Fremdenverkehr bieten ja nur die gröbste Anschauung einer Bewegung, die in das Geistige Einlaß gewinnt und dort kreuz und quer ihre Spuren zieht. Diese Bewegung, die über Zeit und Entfernung Herr wird, kehrt schließlich zu sich selbst zurück, läuft in eine geschlossene Linie zusammen; die Schnelligkeit der materiellen und geistigen Verkehrsmöglichkeiten führt zum Universalismus.

Innerhalb der großen Masse läßt sich die unwiderstehliche Macht des Gleichheitsbestrebens nur an einem materiellen Kennzeichen ablesen, am Fehlen jeder Eigenart nämlich, wodurch alle Dinge und Menschen der Welt wie von einem weichlichen Dunstkreis umflossen erscheinen. Trägt doch jeder heutzutage eine Melone, wie jeder sich denselben Film ansieht. Innerhalb der Elite führt es zum intellektuellen und künstlerischen Synkretismus. Es fängt damit an, daß Malerei und Musik die verschiedenen Arten von Empfindungsvermögen zu gemeinsamer Orgie zusammenschließen; dann kommt die Literatur, die durch die Übersetzerei kleingestampft und in eine einzige Richtung gezwängt wird.

Immerhin verbleiben die Menschen noch in einem konstanten Klima, das unter dem Vorzeichen des Vaterlandes steht, einem Zeichen, das festlegt und vereinheitlicht. Wie aber könnten sie alsdann unbeschadet aus diesen geschlossenen, umgrenzten Horizonten, worin sie geboren sind, in die neu sich öffnenden weiten Steppen vorstoßen als Reisende, Vielfraße, Alleskönner – und nach Belieben wieder zurück? Es ist wie in der Fabel vom irdenen und vom eisernen Topf: die zerbrechliche alte Welt vermag der rauhen neuen Welt keinen Widerstand zu bieten. Können die Menschen aber ihren uralten geistigen Mutterboden verlassen, ohne ihr Verderben heraufzubeschwören? Können sie sich außerhalb der heimatlichen Gußform bilden? Ist das Vaterland nicht das Maß der geistigen Fassungskraft des Menschen?

*

Ein Vaterland ist ein Ort.

Wenigstens versichern meine Sinne mich dessen. Wird mir darum der Begriff des Vaterlandes zu einer bloßen geographischen, einer physischen Vorstellung? Was könnte es dann Unfreieres geben, was

unentrinnbarer unter die erdrückenden Gesetze des Determinismus fallen, als das Zustandekommen eines Vaterlandes! In der Tat ist uns nahegelegt worden, in der Genesis alles Lebens, wenn wir sie wirklich durchschauen wollten, lediglich die Wirkung dieser Gesetze zu sehen. « Man braucht sich nur », so heißt es, « in einer gewissen Entfernung vom Äquator niederzulassen, das Meer näher an das Gebirge heranzuschieben, ein paar Jahrhunderte lang die Beize der umweltlichen Einflüsse wirken zu lassen, und man wird die Seele eines bestimmten Volkes zum Vorschein kommen sehen, nicht etwa die eines beliebigen andern. So entsteht die Seele eures Volkes, eure eigene Seele. Dieser besonderen Seelenart, dieser ewigen Landschaft seid ihr verhaftet, einzig mittels der determinierten Vorstellungen, die sie für euch bereithält, könnt ihr mit der Seele aller in Verbindung treten. »

Doch lassen wir solche schwächlichen Formulierungen beiseite, um zum Lebensgeschehen selbst vorzudringen, dem Werden eines Vaterlandes nachzuspüren. Nichts Naiveres, Unbewußteres als seine erste Jugend. Der Landstrich ist noch nicht abgegrenzt, der Schwerpunkt noch nicht ausgewogen. Niemand denkt daran, daß eines Tages innerhalb der Grenzen Galliens Frankreich liegen werde, daß Germanien den Umriß Deutschlands berge. Selbst dann, als sie bereits gelehrten Betrachtungen nachhängen, die vielfältigsten Spekulationen verfolgen, ahnen die Menschen noch nicht, daß ihre ersten, von unüberlegtester Leidenschaft eingegebenen und von der unmittelbarsten Notwendigkeit diktierten Handlungen eine ideale Figur umschreiben. Der Meister von Chartres, der von Reims wußte nicht, daß sein köstlicher Entwurf der einzige war, der zwischen Rhein und Loire entstehen konnte. Tagaus tagein über ihr Tönewerk gebeugt, merkten Sebastian Bach und seine Söhne nicht, daß ihre Muse Deutsch sprach, daß die Ausdrucksweise, die ihre Finger sich schufen, keine andere sein konnte, als die ihnen vom Munde ging.

In diesem Zusammenhang zwischen Mensch und Wohnstätte sehe ich nichts Schicksalmäßiges. Wenn das Wunder, das sich da vollzieht, in mir eine erhebende, frohmachende Empfindung auslöst, so liegen andere Erwägungen dem zugrunde als nationalistische Berauschtheit. Die Nationalisten preisen ein unerbittliches Geschick, woran sie vor allem das bewundern, daß es nicht anders ist, als es ist; ich hingegen rühme nur ein glückliches Zusammentreffen unter mehreren, die hätten sein können.

Sooft Menschen auf ihrem Wanderzug zwischen Meer und Rhein

innehielten, bauten und sangen sie auch alsbald. Kann man sagen, der Geist des Ortes sei vor ihren Augen erstanden? Nein, der Ort war leer; allein sobald der Mensch erscheint, belebt der Geist die Materie. Doch wird der Geist nicht so oder anders gelenkt, je nachdem welches Feld die Natur ihm bietet? Indem er den Erdkreis umläuft, entdeckt er Zug um Zug seine Neigungen, je nach den Gelegenheiten, die ihm die äußere Welt dazu schenkt. Aber alle diese Neigungen liegen in ihm, und nur zufällig und zeitweilig gefällt er sich in dem, in jenem Bilde seiner selbst. Der Mensch wollte singen, machte sich auf, über die Erde zu ziehen; wenn er, vor irgendeinem Gebirgszug haltmachend, den Rhythmus seines Liedes dessen weitgeschwungenen Faltungen anglich, so kommt das, weil er nicht imstande war, die ganze Schönheit in einer einzigen Vision zusammenzufassen, sondern sich der Formen nur einer nach der andern zu bemächtigen vermochte, um sein inneres Feuer in sie zu ergießen. Wenn er aber gleich stets ein Objekt braucht, ist doch keines stark genug, ihn zu fesseln, und bei der nächsten Etappe zieht er ein anderes Bild vor. Sage ich: der Mensch, so meine ich die großen Männer, deren Lebensgang zeigt, daß sie die Bücher, Stätten und Frauen, an denen sie sich, wie man zu sagen pflegt, inspirierten, in sich aufgeschluckt und gering geachtet haben. Der Mensch braucht die Natur, um sich auszudrücken, wie er Papier und Feder braucht; selbst die Musen sind in seinen Händen Utensilien.

Es gibt keine Vorherbestimmung, die Menschen und Orte einander zugesellte, oder doch höchstens die ganz allgemeine, die den Menschen mit seinem Planeten verknüpft. Denn die beiden sind zusammen entstanden, aus dem gleichen Feuer hervorgegangen; den Saft der Erde und den Geist des Menschen drängt der gleiche Trieb vorwärts.

Es ist wohl durchaus notwendig, darf uns aber nicht genügen, der Schwäche unseres Geistes Rechnung zu tragen, indem wir die Phänomene in einer kausalen Verbindung mit einliniger Wirkung aneinanderreihen. Wir schaden uns selbst gewaltig, wenn wir uns mit diesem Verfahren nicht nur die Bequemlichkeit des Augenblicks, sondern zudem noch das Geheimnis der Dinge zu eigen machen wollen. Wir verlieren darüber den Sinn für die Schöpfung. Nicht der Boden von Reims hat die Kathedrale – eine unbelebte Formung – hervorgebracht, sondern das über jene Landschaft wogende Blut des Menschen, der, von einer Eintagsliebe zu dieser stolzen Erde erfaßt, sie mit dem Gedanken schwängerte, den zu empfangen sie fähig war.

Wert und Wesen der Frau erschließen uns Wert und Wesen der

Erde: sie gibt uns das Leben, ihre beseelende Gegenwart schenkt es uns jeden Tag aufs neue, doch ist es nur ein stummer Hauch, der über unsere Saiten streichen muß, um zum Wort zu werden. Außerhalb der Materie erfüllt sich der Geist nicht, die Materie aber lebt nur, wenn der Geist sie durchdringt. Die größten geistigen Gewißheiten werden uns durch Bilder des Fleisches kund; die einprägsamste von allen, die auf entscheidende Weise die durch das Weltall flutende freie Kraft darstellt, ist der Fötus: im Mutterleib eingeschlossen, ist er darin gleichwohl schon jeder Berührung entzogen, außer der mit sich selbst.

Fleischlich ist das Geistige rasch zufahrend, unvermutet und alsbald siegreich. Das Wesen seines Vaterlandes wird aus dem Anlauf eines Menschen geboren, aus seinem Abprall in dem Augenblick, da sein Fuß die Erde berührt. Dieses Wesen ist einzig nur Inspiration, Freiheit, Geist.

Was geschieht nun mit diesem werdenden Vaterland? Der freundliche Anfang dauert eine kurze Weile; das Vaterland atmet mit vollen Zügen in der Seele der Menschen, doch sie kennen es noch nicht, benennen es noch nicht, oder wenn sie es benennen, bezeichnet der Name eine wachsende, allbereite Wirklichkeit. An alles wird appelliert, nichts zurückgewiesen.

Doch allzubald schleicht sich das Bewußtsein bei den Menschen ein. Nicht lange, und sie beginnen auf den Namen zu lauschen, den sie endlich ausgesprochen, sie wiederholen ihn bedächtiger, modulieren ihn, sie definieren, was sie lieben. Wird die Definition dem Leben etwas hinzufügen? Kaum. Zuvor aber, zwischen der Zeit der lieblichen Unschuld und der Zeit allzu scharf zugespitzter Wissenschaft, die mit ihrem eigenen Stachel sich selbst verletzt, liegt noch eine Spanne, vielleicht die schönste, erfüllteste: wenn eine schon begreifende Intuition an die Dinge herangeht, sie aber noch nicht rundherum abtastet. Es ist noch die Blüte in ihrer rasch vergänglichen Frische, der an Glanz nichts gleichkommt, und die doch schon die Frucht angesetzt hat. Wenn man anfängt, um sich selbst zu wissen, ist man noch jung und gesund, kann diese Erkenntnis zu seinem Besten nutzbar machen; ein junges Bewußtsein ist nur noch eine Gabe mehr, bereichert das Wesen. Es ist die Feuerstunde des Geistes. Der Geist eines Menschen ist derselbe wie der Geist eines Vaterlandes; sie begegnen einander in kindhafter Vermählung.

Shakespeare, Goethe, Dante aber füllen den Schrein, der bis dahin empfangsbereit stets weit offen stand, mit so leuchtenden Juwelen, daß

sie allen andern, bereits darin schlummernden, von ihrem Glanz verleihen – Glanz verleihen auch all denen, die spätere Zeiten noch hinzufügen. Ihre verschwenderische Überfülle ruft nach ihrem Dahingehen den Geiz wach. Zuoberst auf ihre Gaben legten sie einen goldenen Schlüssel. Diesen Schlüssel trachteten Schulmeister und Fanatiker im Schloß umzudrehen, als seien jetzt nur noch Plünderer zu befürchten.

Bereits im 18. Jahrhundert versucht Voltaire sich im Definieren; er wendet sich dem vorhergehenden Jahrhundert zu. Doch dieser erste Krampf vermag einem neuen Lebensansturm nicht standzuhalten; mit ihrem todesmutigen Lachen springt die Romantik in die Bresche. In dem Augenblick aber, da dieses Lachen einen siegreichen Klang annimmt, hören manche nicht darauf und geben sich nur damit ab, die eben aufkommenden staatswirtschaftlichen und humanistischen Maximen nachzubeten. Der Schatten des Klassizismus gewinnt Raum. Ebenso wird in Deutschland von Fichte ein ewiges Losungswort geprägt.

Nach und nach macht ein Rhythmus sich geltend. Indem man ihn meistern lernt, gewinnt man zunächst die Möglichkeit, dem Werk der Generationen einen neuen, nie gehörten Ausdruck zu verleihen. Allein Gegenwart, Zukunft, die sich der Vergangenheit aufdrücken, machen es sich leicht auf ausgefahrenen Geleisen und geben immer weniger eigene Substanz hinzu. Die letzte Kraft, die sich frisch bildet, verbraucht man – unter Verfeinerung der Diktion – in Wiederholungen dessen, was bereits gesagt ist. Da die Beweglichkeit des belebenden Geistes nicht weiter gefördert werden kann, droht der Rhythmus zu erstarren. Dieser Erstarrung zu entrinnen und Schmiegsamkeit vorzutäuschen, wird viel List und Eifer aufgewandt. Anatole France bringt es auf die Weise nur zur Weichlichkeit. Oder aber man regt sich, um die Fessel zu sprengen, erweckt durch Gewalttätigkeit den Anschein der Freiheit. Das sind dann die heutigen Schriftsteller, das sind wir.

Nun ist das Alter erreicht, in dem man sich erinnert. Vergleicht man aber seine verschiedenen Erinnerungen, so merkt man, daß man mehrmals der Gleiche gewesen. Alsdann beginnt man daran zu zweifeln, daß man die Füße noch je anders werde setzen können als in die eignen Fußstapfen. Der zage Geist schickt sich darein. Das Herz aber ist traurig, denn es will mehr.

Dann kommt ein Tag, an dem das Vaterland nur noch Vergangenheit ist, und man kann sich von einem System nicht los machen, das fertig scheint.

In diesem Augenblick aber, wo das Vaterland vom Tode bedroht ist, gewahre ich, was es Unsterbliches hat. Der Teil, der wirklich lebendig ist, entrinnt dem Tode. So geht es mit allem: was stark ist – und nur was stark ist, ist lebendig – das ist auch unveränderlich und gehört der Ewigkeit an.

Der Ort allein stirbt im Vaterland dahin. Die Materie verzehrt sich allmählich unter dem Ansturm des Geistes. Der Geist für sein Teil hat sich so eng an die Materie gebunden, daß er schließlich nicht mehr seiner eigenen inneren Kraft vertraut, sondern nur der Scholle, wo er sich entfaltet. Möchte er sich doch aus dem Liebesverhältnis lösen, das schal und unfruchtbar wird!

Die große Masse schlummert auf dem Boden ein, nachdem er befruchtet worden, schlummert ein und schläft sich für alle Ewigkeit trunken. Einzig wenige Unbeirrbare entreißen sich rechtzeitig ihrem Lager. Sollte es noch Nachfahren jener königlichen Rasse geben, die sich einstmals adlergleich auf diese Landschaft niederließ, so fühlen sie wohl, daß sie sich wieder in den Äther aufschwingen müssen, um sich dort zu vergeistigen. Bei diesem Entweichen himmelwärts folgen sie nur dem Geist des Ortes, der, von ihrem Stamm in die Welt gesetzt und in der Folge zu einer freien geistigen Person geworden, sich den schwächlichen Umarmungen seiner letzten Anbeterhaufen entreißt und sich gleichfalls in die Höhen emporschwingt. Es kommt ein Augenblick, da der Geist des Vaterlandes nicht mehr seinen Bewohnern gehört, sondern sich in die ewigen Gefilde zurückzieht, der Zeitlichkeit entsagend, die ihm nur noch ein Alter ohne Ende zu bereiten vermöchte.

So folgt der Blüte die Frucht. Die Blüte war eitel Unbewußtheit und Genuß, die Frucht aber, obgleich ihrer eigenen Süße sich bewußt, fühlt ein Sterben nahe, das mit ihr die ganze Pflanze bedroht, das ganze Leben. So tut sie denn, was nötig, damit das eingeschrumpfte, konzentrierte Leben den Tod, der stets nur eine schmale Zone ist, überstehen kann und jenseits wieder anschwelle. In dem wohlgehüteten Spiegel, dem Mikrokosmos der Keimzelle, die sich nach kurzer Ruhezeit fruchtbarer Verwesung überläßt, ist das Bild der Pflanze dauerhaft und übertragbar aufgezeichnet. Ebenso geht es mit dem Vaterlande. Es bleibt von ihm nichts mehr als der Name. Dieser Name aber, gleich einem Samenkorn in die Unendlichkeit ausgeworfen, umschließt die ewig wiedererstehende Schwellkraft einer Idee.

Geht hin, wo eine Welt in Ruinen liegt, nach Florenz oder Athen, Mexiko oder Mesopotamien, und ihr werdet dort eine Menschheit mit

erstorbenem Herzen finden, die ihren arm gewordenen Körper über leblose Steine schleppt. Wenn aber ihr lebt, so lebt in euch auch die Seele, die einst diese Menschheit erhob. Fahrt ihr mit feurig wachen Sinnen den Nil hinauf, gegen Theben, so wird sich euch die Seele der alten Mutterstadt auf die Schulter setzen gleich einem glückverheißenden Vogel. Von einem Fremden getragen, kehrt der die ewigen Höhen bewohnende Adler dann zurück, um mit lichter gewordenen, aber nie versagenden Schwingen den Boden zu grüßen, darauf er einst seine Beute fand. Und wahrlich, diese verödete Landschaft hat sich selbst noch tiefer vergessen als die Menschen, die sie bewohnen, ihrer vergaßen.

Die Welt kennt überall die Macht des Namens. Babylon, Rom, Paris sind Worte voller Majestät, voll unerschöpflicher Zauberkraft. Sie folgen einem nie endenden Schicksalslauf, der durch nichts gebrochen werden kann. Diese Phantome sind Götter, von dem Menschen hehrer erschaffen, in weiteren Abstand gerückt von seinem elenden Los als die Götter seiner Religionen.

Aus jenen Gefilden kann das also entrückte, also von Schwere frei gewordene Vaterland nur noch in erhebenden Botschaften zu den Menschen reden. Mit der Feuerspeise der Ideen genährt, kann es nur noch wesentlichen Gehalt vermitteln. Freie Menschen gelangen dazu, an dieser unaufhörlich fließenden Quelle zu trinken, die sich aus den Höhen ergießt. Ihr erlösendes Vaterland kann ihnen im Kampf gegen die noch irdischen, alternden Vaterlandskörper helfen, die ihrem Ende entgegengehen, aber der Erde nicht gestorben sind und noch in ihrer Agonie finstere Reize entfalten.

Ich habe ein Frankreich im Sinne, das bald im Himmel sein wird. Seine Hauptlehre für mich kann nicht mehr heißen, Franzose zu sein, sondern mehr als jemals Mensch.

*

Dennoch ist da ein machtvoller Aberglaube, der mich an den Todesschatten der Orte ketten will, über die der Geist wehte. In der Sprache unserer Zeit nennt man ihn Nationalismus.

Die Nationalisten sind so recht Leute ihres, das heißt des vorigen Jahrhunderts. Ihre Sekte ist im 19. Jahrhundert derselben Wurzel entsprungen wie die der Marxisten. Unzweifelhaft besteht, bei Wahrung aller nötigen Proportionen, eine gewisse Verwandtschaft zwischen Männern wie Marx und Taine. Einer wie der andere kommen sie von Hegel her, dessen Lehre sie korrumpiert haben. Und ihre Enkel sind,

ungeachtet der weit auseinanderliegenden Verpflanzungen, einerseits Maurras und Mussolini, anderseits Lenin.

Die Nationalisten messen den Orten eine Macht bei, die roh und illusorisch ist: die Macht der Ursache auf die Wirkung. Der Ort erweckt danach eine bestimmte Geistesartung. Das heißt mit andern Worten, die Materie erzeugt den Geist. Daraus leiten sie eine ausweglose Moral ab: Will man recht leben, so muß man die Wirkung der Ursache anzupassen suchen. Der Mensch wird also nur das denken, was der Ort ihm zu denken erlaubt.

Die Marxisten erklären die Racinesche Tragödie als bestimmt durch die Eigentumsverhältnisse im Frankreich des 17. Jahrhunderts. Die Nationalisten haben eine entsprechende Erklärung dafür. Sie machen geltend, daß in der Ile-de-France Pappeln stehen und nicht Tannen oder Oliven. Sind das nicht nur zwei Formen für eine einzige Vorstellung? Aus Grundbuch und Botanik kann man sich dergestalt über Racines *Phädra* belehren lassen.

Die Nationalisten befleißigten sich indes, über solche Folgerungen hinwegzutäuschen, denn ihr utilitaristischer Sinn geistigen Werten gegenüber ist so ausgeprägt, daß sie sich selbst zu Widersprüchen hinreißen lassen. Sie gaben vor, daß sie sich eingehender als die Sozialisten mit dem Geistesschicksal der Welt befaßten. Die günstige Entwicklung der geistigen Dinge hat aber in ihren Augen letzten Endes nur einen Zweck: die günstige Entwicklung des Staates; gleich den Sozialisten glauben sie einzig an den Wert der materiellen sozialen Einrichtungen.

Wir, die wir glücklicherweise spät genug geboren sind, vermögen beide Disziplinen in ihrem Endergebnis zu betrachten: der völligen Tatenlosigkeit.

Die Sozialisten sehen in der wirtschaftlichen Organisation allein das Mittel, die frei strömende Quelle, das Geheimnis der Seelen, zu wahren, aber just in dem Bestreben, zu ihr zurückzukehren, entfernen sie sich so weit davon, daß ihnen selbst die Erinnerung daran schwindet. In ihrem Eifer, die andern Teile der Maschine zu verbessern, haben sie ganz die Haupttriebfeder übersehen, so daß der von ihnen aufgebaute riesige Transformationsapparat stillsteht und keine Leistung mehr hergibt. Was die Nationalisten angeht, so sind sie mit ebenso schweren Ketten belastet: sobald sie ein Klima beschrieben haben, sind sie auch schon an den Grenzen des Geistes angelangt.

Manche glauben freilich, sich von dem drückenden Glauben an die Gottgegebenheit des Ortes freigemacht zu haben. Sie sind jedoch in einem Irrtum befangen. Was sie nämlich dem Orte vorenthalten, das dichten sie nun dem Blut an und bewirken so nur eine zwecklose Verschiebung innerhalb des gleichen Determinismus. Zu unrecht stellen sie den Begriff der Rasse dem Begriff der Umwelt entgegen.

Selbst wenn die Gegebenheit der Rasse ein vorherrschender Faktor wäre, bewiese das noch nicht, daß die Menschen die Möglichkeit haben, sich der Macht ihrer Umwelt zu entziehen. Denn woher stammt letztlich die Rasse? Wie haben sich die konstanten Eigenschaften herausgebildet, die man immer von neuem an ihr wahrnimmt? Ganz gewiß doch nur an einem Orte, auf einer Ursprungsscholle, die eine Folge von Geschlechtern auf immer gezeichnet hat. Das Rassenproblem geht in dem Problem des Ursprungs der Rassen auf.

Wenn die Rassentheoretiker etwa auf eine nach Uruguay verpflanzte norwegische Familie hinweisen und behaupten, diese werde, falls sie sich nicht vermische, stets skandinavisch bleiben, oder wenn sie sich kreuze, das uruguayische Blut mit skandinavischem Geiste durchsetzen, so entgegne ich, daß das nordische Blut nur *eine* Aufgabe erfüllt: den Duft der verlassenen Scholle weiterzutragen, die nordische Erde.

Die Welt wäre ja auch stehen geblieben, hätten die Menschen ihrer ersten Begegnung mit einem Orte unheilbare Treue gehalten und aus ihrem Leib das unzerstörbare Tabernakel eines Vaterlandes gemacht, eines Vaterlandes, das ihnen überallhin folgte, sie allem andern verschloß. Eine gefährliche Doktrin, die von der Rasse. Scheinbar schmiegsamer als das Vaterlandsdogma, ist sie noch weit hoffnungsloser. In engeren Raum zusammengedrängt, liefern sich Idealismus und Realismus noch beklagenswertere Kämpfe; der Materialismus triumphiert, und der in einem unabänderlichen Geisteszustand gefangen gehaltene Mensch vermag sich nicht mehr zu rühren. Oder wenn er es dennoch tut, wäre nur seine Auflösung die Folge: er kreuzt sich und entartet damit.

Doch keine Rasse, dafür sei Gott gepriesen, widersteht einem Klima. Das heißt kein Klima widersteht einem andern Klima. Es gibt nichts Ethnisches, gibt also auch nichts Definitives, auf immerdar Bezwungenes.

Jedes Zusammentreffen ist möglich, das Wunder der Geschichte ist die Freiheit des Menschen, der in seinem Vorwärtsdrange seine eigene Vielfalt erst kennen lernt und nacheinander alle Bezirke seines Herzens bewohnt.

Gewiß spüre ich in meinem Wesen etwas Unwandelbares, gleich einem Tropfen Essenz, den nichts wegwischen kann, einen geheimen, ungreifbaren, unendlich subtilen Willen der Natur, der durch das Labyrinth der Seele zieht. Ist es die Rasse? Ich fühle darin eher die geheimnisvolle Gegenwart geistiger Familienreihen, die ihr immer wieder abgebrochenes Mühen durch alle Rassen hindurch zu einer Kette zusammenschließen. Möglich, daß es ewige Abwandlungen gibt, nicht zu entziffernde, zu verdolmetschende Begierden. An welcher Verzweigung der menschlichen Vielfalt aber bildet sich solch ein Widerstandsknoten? Alle Leidenschaften fluten durch das unvergleichbare Bett: des Menschen Herz. Wenn aber nun die Leidenschaften frei sind, wie könnten dann die Ideen unfrei sein, – sie, die doch nur Abbilder der Leidenschaften sind? Gäbe es eine Identität zwischen einer Rasse und einer Leidenschaft oder Idee, so käme die Gesamtheit niemals vom Fleck. Die Menschheit bliebe reglos am gleichen Ort, von einem eintönigen Singsang unsicher hin und her gewiegt.

Doch so ist es nicht. Das Unwandelbare, das ich fühle, im Grunde ist es die Kraft der Freiheit.

Ich denke an die Juden, deren legendenhaftes Beispiel die Phantasie am stärksten anspricht durch den leidenschaftlichen, man möchte sagen urewigen Widerstand der Wesenheit eines Erdenortes gegen alle anderen Orte. « Nie werden sie den einmal geatmeten Duft aus der Seele verlieren », sprechen die Christen leise bei sich. Und doch gibt es keine größere Illusion über Zeit und Umstände. Die jüdische Rasse wird mit den übrigen Rassen und allen Bedrängnissen des neunzehnten Jahrhunderts zusammen scheitern.

Die Völker sind geboren man weiß nicht wo, unter fremden, heute vergessenen Himmeln. Seit der Tertiärzeit sind sie durch Atmosphären und Welten gegangen, die so verschieden sind wie Sternsysteme untereinander. Ihre Natur hat stärkere Änderungen erlitten als der Leib der Nebelmassen. Das menschliche Leben entwickelt sich über ungeheure Zeiträume hinweg, die von allen Seiten über die Grenzen der Geschichte hinausbrechen. Wir können nicht mehr nach den lächerlichen sechs Jahrtausenden der judäo-griechischen Tradition messen. Stets werde ich über die Geschichte hinweg die Vorgeschichte anrufen.

Jedes Vaterland, eures, meines, ist nur eine von zahllosen Erlebensmöglichkeiten des Geistes. Vor uns öffnet sich die Freiheit.